I. Jahr. Heft 22.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Die Seele des fernen Ostens (Schluß) / Karl Schoßleitner: Auferstehung / Robert Michel: Die Hummel / Hugo Neugebauer: Kosmische Lieder / Bernhard Jülg: Die drei Nichtstuer / Carl Dallago: Frühling. — Benedikt: Innsbrucker Kunstschau II. / Ludwig von Ficker: Die lahm gelegte Kritik. — Karikaturenfolge XXII: Max von Esterle: Karl Schönherr.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / 15. April 1911. Heft 22.

Die Seele des fernen Oſtens / von Carl Dallago.

(Schluß.)

Aber nun iſt es für mich an der Zeit, den fernen Oſten nach Vorhandenſein von Individualität — von Perſönlichkeit im geſchilderten Sinne auszuforſchen. Und ſeltſam, wie es ſich oft fügt! Gleichzeitig mit dem Buche, „Die Seele des fernen Oſtens“, und ebenſo von gütiger Frauenhand geſchenkt, erhielt ich: „Reden und Gleichniſſe des Tſchuang-Tſe“ in der Übertragung von Martin Buber. Und kurz vorher kam mir ein Spruch des Lao-Tſe zu Geſicht.

Hier erlauſchte ich endlich, was Lowell's Werk nirgends gibt: Das Zwiegeſpräch der fernöſtlichen Seele mit ſich ſelbſt. Und ich konnte mich nur wundern und immer wieder verwundern über alle die Reichtümer und Tiefen, die dieſe Seele ausſtrömt. Worüber ich beſonders ſtaunen mußte, iſt das ungemein Verwandte, das ich vorfand, — ein ſo tief Verwandtes, als hätte es zuweilen ein mir vorhergegangener Brudermenſch geſchrieben, der freilich oft anderswo ſtehen blieb und ſich anderswo aufhielt als ich, und der auch weiter gekommen iſt. Das mir Vertrauteſte aber im Gehörten iſt, daß dieſes lebenstiefe und lebensſtarke Lehren der alten chineſiſchen Weiſen und ihrer Schüler, die ungefähr um die Zeit vom ſechsten bis ins dritte Jahrhundert hinein vor Chriſto lebten, förmlich überſchäumt von Perſönlichkeit. Man höre nur Lao-Tſe's Spruch, dieſes hohe Lied der Perſönlichkeit:

„Verstand ist Vernichtung des Lebens.
Gegensatz im Entschluß — wie nichtig;
Gegensatz im Tun — wie mächtig!
Handeln wie allewelt! . . . Verstandesgeborene Pflicht!
Nein! Sündlicher Irrsinn!
Allewelt wird leicht fortgeschwemmt von oberflächlicher
Freude: ein Feiertag, eine Frühlingsnacht . . .
Ich hingegen, tief ankernd am Grund des Gefühlsstroms,
Bin heiter und still in der Freude gleichwie das Kind.
Ich lebe und webe fort und fort . . .
Allewelt wünscht das Allzu;
Ich hingegen ersehne das Nichts,
Ich bin linkisch im Leben, entrate des Zwecksinns! . . .
Allewelt weiß;
Ich hingegen hab wirre Gedanken;
Allewelt hat Gemeinschaftstrieb;
Ich hingegen liebe Einsame Höhe;
Ich walle wie die Woge, ruhelos wankend . . .
Allewelt hat Erfahrung;
Ich hingegen bin einfältig, ein Tor! . .
Ich bin anders als allewelt:
Doch Ich bin Ich!"

Wie vertraut unser einem das klingt! Vorausgesetzt, daß man sich die Feierlichkeit im Rhythmus und Sprache, die strenge erhabene Einfachheit und Wortökonomie, die nicht Ökonomie ist, sondern Wortmacht und Zügelung — Worttreffsicherheit (die das Original gewiß noch erhöht aufweist), zutrauen dürfte, (was ich mir sicher nicht zutraue) — möchte man den Spruch nahezu seiner eigenen abendländischen Seele in gnadenvoller Stunde entsprossen wähnen. Nur anstatt: „— ersehne das Nichts" setzte ich: — ersehne das Wunschlose.

Tschuang-Tse's „Reden und Gleichnisse" weisen Ähnliches auf. Ich begegne hier freudvoll erregt denselben zweien intimen Gedanken meines Schaffens wie bei Lao-Tse: dem vom Unwert des Intellekts — und dem vom Unwert der Menge. Es wird so aus-

gedrückt: „Wissen ist seicht. Nicht wissen ist innerlich. Wissen ist äußerlich." Und daß das Große der Menge unzugänglich ist. — — Ohne weiter auf den wundervollen und unerschöpflichen Gehalt dieses Buches näher einzugehen, zitiere ich nur einiges Wenige von dem, was sich meinem Gefühl am besten einschmiegte und zugleich von Persönlichkeit aussagt. So die Aussprüche: „Und wer dem Äußeren Gewicht gibt, wird im Innern hilflos."

„Hüte und erhalte dein eigenes Selbst und alles andere wird aus sich selber gedeihen."

„Sei still, sei rein, ermüde nicht deinen Körper, verwirre nicht deine Lebenskraft, — und du wirst dauern." —

„Wer auf Zeiten achtet, ist nicht der Weise. Wer nicht mit Gut und Böse Verkehr hält, ist nicht der Überlegene. Wer nicht jenseits der Geltung steht, ist nicht der Vorbildliche. Wer sich nicht in unbedingter Weise aufgibt, kann kein Herrscher sein."

Und endlich wird selbst das „Nichttun" eingespannt, um die Überlegenheit seines Innern in Tat umzusetzen. Das Nichttun gedacht als allerhöchste Entfaltung des inneren Menschen. Es ist für dort vollendetste Umsetzung dieses Innern in Tat anzunehmen, wo das Nichttun in Aktion tritt. Ist doch die Welt überall so angefüllt und besetzt von eitlen äußerlichen Dingen, daß für die Art der Überlegenheit des inneren Menschen kein Raum mehr ist. „Darum gibt es für den überlegenen Menschen, der in unentrinnbarer Weise zum Herrschen berufen ist, nichts anderes als Nichttun. Durch Nichttun wird er fähig sein, in den natürlichen Bedingungen des Daseins zu ruhen." Hört man hier nicht die Begründung des Nichttuns klar genug heraus? — Es bleibt der einzige Modus, den der Weise und Überlegene noch findet, sich selber völlig anzubringen.

Das ist etwas anderes als Unpersönlichkeit. Es ist ein Persönliches zur höchsten Kraft erhoben, — es liegt ihm höchster Wille zur Macht zugrunde, indem das vertiefteste Ichgefühl sein Selbst zur Entfaltung durch Zeit und Raum — und damit zur höchsten Art von Herrschertum zu führen strebt.

So gesehen, löst sich immer mehr etwas heraus, das sich zu Jesus — und im weiteren auch zu Nietzsche in Verwandtschaft bringt, und man beginnt staunend wahrzunehmen, wie sich scheinbare Gegensätze immer wieder begegnen, wenn man ihnen nur weit genug nachgeht in die Tiefe.

Im „Nachwort" der „Reden und Gleichnisse" berührt Martin Buber Tschuang-Tse's Verhältnis zu Jesu also: „Während aber jener andere Apostel, der seinen Meister leiblich nicht kannte, die Lehre Jesu von der Einheit des wahrhaften Lebens zersetzte und in einen ewigen Gegensatz von Geist und Natur verkehrte, war Tschuang-Tse in Wahrheit ein Sendbote seiner Lehre: ihr Sendbote zu den Dingen der Welt."

Ich finde auch Anklänge zu Tschuang-Tse's Lehre in Nietzsche's „Zarathustra" und verweise gleichzeitig auf das Sichbegegnende in Jesu und Nietzsche, das ich in meinem „Buch der Unsicherheiten" ein wenig erhellt habe.

Jedenfalls ist auch der Begriff Individualität, wie ihn die Überlegenheit dieser seltensten Menschen aus den verschiedensten Zeiten und Rassen aufweist, zugleich etwas, das sie am Grunde *eint*. Und was mir längst aufdämmerte, zeigt sich mir nun nur noch klarer und bestimmter: daß es für alle Rassen und Nationen nur *eine* Menschwerdung gibt: Menschwerdung im höchsten Sinne — *ein Einendes* zwischen Natur und Geist. Der Art, *wie* sich dieses Einende begibt, — wie es sich auswächst und vollendet, mögen freilich die Merkmale der Rasse, der Nation, des Bodens und auch der Zeit eignen, aus der es hervorgeht.

*

Ich bin nun vielleicht weit über das Ziel hinausgekommen, aber als williger Hörer der Diktion in mir denke ich: es mag auch das seinen Sinn haben. Und gewiß ist dabei soviel gehört worden, daß man das Vorhandensein von Individualität dem fernen Osten zugesteht. Wollte man sagen, daß es ein Seltenstes und Vereinzeltes ist, ließe sich entgegnen, daß alles Große ein Seltenes und Vereinzeltes ist, umso seltener, je größer. Und wenn bei uns häufiger

Individualitäten konstatiert werden, mag es auch sein, daß sie demgemäß geringer sind.

So wäre ich bei dem dritten und wichtigsten Punkte angelangt: bei der Unpersönlichkeit des fernöstlichen Volkes als Rasse, was allgemein angenommen wird. Da es, wie ich dargetan, nur Persönliches gibt, forsche ich nach der Beschaffenheit dieses Persönlichen, das sich so unpersönlich ausnimmt. Und ich gewahre auch hier ein Geführtes. Doch anstatt von seinem inneren Selbst geführt zu werden, sehe ich dieses Selbst noch so unselbstständig, daß es zur Führung des Zusammenschlusses bedarf. Die Kräfte des eigenen Innern liegen noch verdämmert, sie vermögen noch nicht den Gang in sich hinein; so gehen sie zu Anderem und schließen sich an Anderes und sind untertan den Kräften, die um sie her rege sind.

So stellt sich mir, was als unpersönlich gilt, nur als intuitiv dar, das Wörtchen mehr auf seinen ursprünglichen Sinn zurückgeführt, — etwas als empfänglich für Geführtwerden, für ein Geführtwerden von außen her. Sogenannte unpersönliche Völker müßten demnach am empfänglichsten sein für ein Geführtwerden. Und wirklich ist es so, daß sich dieser Annahme alles gut einfügt.

Im gleichen Sinne wie den fernen Osten (wenn auch nicht im gleichen Maße) nennt Parcival Lowell Frankreich „die unpersönlichste Nation Europas." Sie zeigt sich auch gewiß als die intuitivste, als die empfänglichste Nation für ein Geführtwerden. Man sehe sich nur danach um in den letzten Jahrhunderten. Zuerst wird die Nation geführt von Königen, dessen einer, der vielleicht Gipfelung bedeutet, sagen durfte: „L'état c'est moi!" Dann von den freiheitlichen Ideen, durch Rousseau und Voltaire ausgestreut, die Material zusammentragen und anhäufen, das später die Flamme der Revolution schüren hilft. Dann von den verschiedenen Individualitäten der Revolution, von denen die Massen so abhängig werden, daß durch sie jedesmal derselbe Zug weht, den die jeweilig herrschende Persönlichkeit zum Ausdruck bringt. Endlich von Buonaparte, dem Italiäner und größten Tatmenschen der Neuzeit, für den es sich, wie von höherer Hand gelenkt, fügt, daß seine italiänische Heimatserde, Corsica, zu

Frankreich kommt, nur wie um seiner gewaltigen tatendurstigen Führer- und Herrscherhand das intuitivste Volk zuzugesellen und so besser zu ermöglichen, seine große kriegerische Bestimmung zu erfüllen.

Ein solches „unpersönliches" Volk, das der ferne Osten vielleicht in weit ausgesprochenerem Maße aufweist, ist demnach, vermöge der intuitiven Art, die ihm eignet, immer etwas, das große Persönlichkeiten am besten zur Geltung bringt. Fehlen ihm solche Persönlichkeiten, — fehlen ihm neue große anregende und lebensfähige Ideen, getragen vom nötigen Menschentum, mag es leichter einem Verharren verfallen, das oft wie träumende Ruhe und Schlummer aussieht. Dabei kann das natürlich Große, das in der Natur — in der Landschaft immer lebt und webt, seine Macht wie ein Schlummerdach über das ganze Volk ausspannen und es so noch mehr in Träume wiegen. Auf diese Weise mögen viele äußere Errungenschaften verträumt und versäumt werden können.

Aber wie unschwer das nachzuholen und einzubringen ist, wie wenig Mühe ein Äußeres sich anzueignen kostet, ist immer wieder an diesen Völkerschaften zu erleben, wenn sie aufgestört werden von ihrer Ruhe, — herausgenötigt aus ihrer Abgeschlossenheit und ihrem Stillstand, — entrissen ihrem träumenden Verharren. Dann werden oft Errungenschaften von Jahrzehnten in Jahren spielend sich zu eigen gemacht. Was kümmert es, daß es nur Nachahmung ist: es ist kein Menschentum, was man nachahmt, es ist nur eine Handhabung von Dingen, um mehr dienstbar werden zu können dem eignen Menschentum.

So geschaut nach dem fernen Osten, — wohin soll da des englischen Amerikaners (Amerika hat echtere Propheten) Prophezeiung fallen? — Ein Volk, das seine Zeit verträumt und verschlummert hat, ist jedenfalls unverbrauchter als ein Volk, das sich durchs Leben hastet und überhastet in Drang nach Gut und Ehr; — auch unverbrauchter als ein Volk, deren öffentliche Machthaber sich einbilden, Kunst und Wissenschaft diktieren zu können; — auch unverbrauchter als ein Volk, dessen Frauenart sich vor der Mutterschaft entsetzt und dafür von der Politik schwanger geht und wie sie das tut; — auch

unverbrauchter als ein Volk, das sich geistigen Vandalismus großzieht, der so weit geht in seinem Dünkel und seiner Anmaßung — in seiner Sucht aufzufallen, daß es ihm als ruhmreich gilt, alles Große und Hohe klein und gemein zu machen. Auch unverbrauchter als ein Volk, das in seinem Fortschrittsdünkel und Wissenswahn schon alles zu erkennen vermeint und nur die Lösung des letzten Rätsels wie aus Güte noch auf morgen verschiebt; — unverbrauchter endlich als ein Volk, in dem der Intellekt zur Herrschaft gekommen ist, und das nun die Kräfte des inneren Lebens belächelt oder bereits verloren hat.

Dies alles trifft im heutigen Europa wohl bei den Engländern am meisten und nachher bei den Deutschen zu, sodaß gerade diese Nationen, so mächtig sie auch scheinen, als verbrauchter zu denken wären als ein Volk des fernen Ostens, das in seinem niedersten Sprossen noch heute die Gläubigkeit aufbringt, die Lowell, der vielgereiste Weltmann und Intellektmensch, am Chinesen als Beleg für dessen Fortschrittsunfähigkeit nimmt und also schildert: „Nachdem er sein ganzes Leben in Kalifornien zubringen mußte, trifft er Vorsorge, daß nach seinem Tode sein Körper einbalsamiert und über fünftausend Seemeilen nach der Heimat gebracht wird, um dort beerdigt zu werden." Gerade diese Gläubigkeit am gemeinen Mann, die auch tiefverwurzeltem Heimatsgefühl entquillt, wird mir Beleg für die Unverbrauchtheit des Volkes als Rasse, deren Persönlichkeitsentfaltung in seinen Weisen zu so außerordentlicher Höhe gediehen ist.

Von hier aus nach den Völkern Europas, besonders nach den genannten Nationen und ihrer intellektischen Art gesehen, ist gewiß etwas da, das auf Verfall gedeutet werden muß und nicht glauben macht, daß derartigem Gebahren bestimmt ist, die Welt in Besitz zu nehmen.

Doch nun zur Gegenüberstellung, die vielleicht sogar mehr Gewicht verleiht dem von Nietzsche betonten Europäertum.

Was wir in letzter Zeit an Japan erlebt haben, sollte uns doch ein wenig bemerkbar machen die Unverbrauchtheit dieses fernöstlichen Volkes und seine, im Ernstfalle, schwerwiegende Art trotz der äußeren leichten Beschaffenheit. Es ist doch mehr daran als nur „feinster Ge-

schmack" und „Sensibilität" in Dingen der Kunst, die man fast in den Begriff Tand hinüberspielt, — mehr als nur kulturliche Halbwüchsigkeit, oder diese Halbwüchsigkeit ist zuweilen so beschaffen, daß sie über abendländische Vollwüchsigkeit Herr wird. Dabei mag Japan noch der zugänglichste, der am leichtesten faßbare und aufreibbare Flügel der fernöstlichen Völker sein, und das verschlossene China liegt noch zusammengerollt vor uns und gewiß auch unverbrauchter. Es mag lange dauern, bis die chinesische Mauer, davon die Äußere nur wie ein Symbol ist, um die Seele dieses Volkes soweit zerfällt, daß die Schwingungen der Neuzeit genügend Einlaß finden. Aber diese Schwingungen veranlassen vielleicht ein Sichauftun von Persönlichkeiten. — Und dann? —

Wenn einem unverbrauchten Volk, das durch und durch intuitiv veranlagt ist und zugleich uns an Zahl weit überlegen, — wenn solchem Volk eine Führerschaft erwächst, groß und stark, mit Eroberungs- und Erlebnis-Gelüsten ausgestattet, abenteuerlich der Seele nach, dabei Tatmenschentum, eine Künstlerschaft der Tat, das seine Abenteuersucht befriedigen will? — Und hinter solcher Führerschaft ein ganzes Volk, geschlossen und angeschlossen der Seele des Führers dem Innern nach: Wenn so etwas rege wird und sich langsam aus seiner Morgenruhe zu erheben beginnt und die letzten Traumhüllen von sich tut; — wenn in das Gefühl des Ausgeruhtseins plötzlich die Lust des Erwachens dringt wie ein Strom, der mit sich fortreißt, — wenn nichts Hemmendes mehr vor der Tat steht, und Volk und Führer wie ein Geeintes und innerlich Angetriebenes übertritt in eines neuen Tages Anbruch — — Was dann? — —

Geschrieben in der Umgebung von Varena (Fleimstal) im Jänner 1911.

Nachschrift. Von befreundeter Seite erhielt ich nach Abschluß der vorliegenden Arbeit noch Aussprüche zugesandt aus Lafcadio Hearn's Briefen, die Lowell und sein Buch „Die Seele des fernen Ostens" betreffen. Das Wichtigste daraus lautet:

„Hätte ich Lowells Genie — —. Seine Intuition ist so unendlich feiner als meine . . .

Er ist ein Mensch, der mich so weit überragt, daß ich es als Anmaßung empfinden müßte, in irgend einem Punkte von ihm abzuweichen. — — Natürlich kann kein Denker über Lowells Buch hinweg. Die Idee ist zu packend, zu wissenschaftlich, zu gut gestützt, — sie erfordert den tiefsten Respekt und das tiefste Studium. Ich habe beides daran gewendet mit dem Resultat, daß ich seine Idee rückhaltlos als Entdeckung annehme. — — Dennoch sind wir nicht ganz einig und der Grund ist, daß sein rein wissenschaftlicher Standpunkt zu hoch ist für eine Intimität in dem Sinne von Seelensympathie. Was er vom Gipfel beobachtete, mühte ich mich, von unten hinauf zu erforschen . . .

Was ich zu sagen und zu denken versuche in meiner Opposition gegen die furchtbaren Schlußfolgerungen von Lowell's „Seele des fernen Ostens", ist, ich bin mir dessen bewußt, meiner eigenen Philosophie entgegengesetzt . . .

Lowell's „Seele des fernen Ostens" scheint mir täglich wahrer. Ich vermag seine Anschauungen in meiner Seele nicht mehr so zu bekämpfen wie ich es sonst pflegte. Ich finde so viel um mich, das nur sein Buch mit einigem Erfolg zu erklären versucht, und ich bin nahe daran, bekehrt zu werden. Ich habe Tage, wo mir alles in Japan so hoffnungslos scheint, daß, wär's nicht um der Meinen willen, ich mich am liebsten auf und davon machen möchte."

Wie jeder zu hören vermag, scheinen diese Aussprüche kaum geeignet, mein Urteil über Lowell's Werk gutzuheißen. Und dennoch vermögen sie nicht im geringsten meinen Sinn zu ändern. Für meine Ohren reden eben in den Worten Hearn's noch andere Dinge mit, die mir sein Wesen und seine Art besser enthüllen und lesbarer machen. Ich lese daraus: Hearn ist ungemein intuitiv. In der Zeit, da ihm Lowell's Buch in die Hände kam, mag seine Art — seine physische und psychische Verfassung in sensibelster Weise auf das Buch reagiert haben, vielleicht in Folge einer allgemeinen Erschöpfung, die, sein Persönliches zu überwältigen, leicht machte. Jedenfalls muß man sich Hearn's Natur geschwächt vorstellen; er war auch viel krank und hat in Japan nicht immer die Begegnung gefunden, die seine unge-

mein zarte seelische Beschaffenheit verdient hätte. Seine natürlich höfliche Art mag in Japan noch gewachsen und beeinflußt worden sein von der Höflichkeitsart der Japaner, so daß ein Überhöfliches — ein Übertreiben der Höflichkeit in seine Ausdrucksweise hineinkam, oft ohne daß er sich dessen bewußt war.

So genommen unterstützt das Gehörte in der Hauptsache nur die von mir bereits ausgesprochene Vermutung. Hearn verstieg sich auch im Lobe Spencer's: er sagte: „Ich verehre Herbert Spencer als den größten Philosophen, der je auf Erden gelebt hat." Wer möchte diesen Ausspruch als zutreffend gelten lassen? — Wie derlei Verhimmlichung der Anderen ist auch seine Selbstverkleinerung nicht zu wichtig zu nehmen, denn es darf nicht übersehen werden, daß seine Sensibilität — sein intuitives Wesen auch hier aufnahm und so der japanischen Art, sich auszudrücken, Tür und Tor öffnete. In Wirklichkeit ist Lowell's Intuition lange nicht so fein wie die Hearn's, auch sehe ich sein Genie nicht, und die dichterische Begabung Hearn's überragt gewiß die Lowell's. Wo ist nur eine Stelle in Lowell's „Seele des fernen Ostens", die sich mit Hearn's „Kimiko" oder „Kusa-Hibari" an dichterischer Feinheit messen könnte.

Des weiteren ist aus den Worten Hearn's trotz ihres Lob-Übermaßes eine innere Uneinigkeit herauszuhören. Der Wille und die Einsicht Hearns möchten sich vor Lowell beugen, doch die Seele will nicht mittun — ja tut nicht mit. Zweifel bleibt immer in seinem Empfinden, das sich zuweilen geradezu sträubt, Lowell's Schlüsse und Folgerungen anzunehmen. Nur äußerlich kommt es so, daß Hearn dem mehr diktatorischen Auftreten Lowells immer wieder unterliegt. Und was Hearn zuletzt ausspricht: sagt das überhaupt noch gegen Japan aus, — sagt es nicht vielmehr gegen sich selber aus, indem es einen Zustand berührt, der einem über den Kopf wächst und dem Stimmungsmenschen nicht selten verfallen, — einen Zustand, in dem ein großer Überdruß seine schweren grauen Flügel um einen legt, dabei der Seele so trüb und lichtlos wird, daß alles um sie her hoffnungslos erscheint und sie wie nach einem Ausgang aus dem Dasein sucht? — — —

Da nun Niemand gefeit ist gegen die Schwere solcher Stimmung, soll mir die Zeit der größeren Klarheit und des Lichts im Innern benützt sein, gegen das Allzu-Anmaßende und Bestimmte im Leben und Wissen loszuschlagen. Und so betone ich nochmals, daß Lowells Idee für mich keine Entdeckung ist, daß sie auch nicht wissenschaftlich und nicht gut gestützt — viel eher ein großer Fehlgriff ist, der wohl furchtbar werden kann, falls man sich seinen Schlüssen und Folgerungen völlig anvertraut, — furchtbar aber nicht dem Osten, sondern dem Westen — uns Abendländern, die wir heute mehr als je überfüttert werden mit Wissenschafts-Wahn, der gewiß wie jeder Wahn ein Verhängnis ist.

Ich wiederhole auch: je mehr ich Lowells Idee überdenke, umsomehr muß ich sie verneinen. Die Einbildungskraft ist niemals das, was Lowell ihr zugedacht hat. Wir können es Beispiel für Beispiel beobachten, daß sie nicht das urtreibende Element ist, das die Urgründe des Lebens und der Entwicklung beherrscht. Sie ist höchstens etwas, was auf diesen Gründen wächst: — also ein Gewachsenes, nicht das Aussäende, — ein von der Art Bestimmtes, nicht das Art-Bestimmende und demnach völlig abhängig von der Beschaffenheit der Aussaat und der Gründe. Ein Beispiel: Man bildet sich eine Krankheit ein und die Krankheit kommt in einem wirklich zum Ausbruch. Es ist anzunehmen, daß hier die Einbildungskraft bereits der Krankheitskeim war; der Krankheitskeim also als Einbildungserreger und nicht umgekehrt; das volle Gesundsein schließt derartige Einbildung aus. Oder: Ich bilde mir ein, es muß noch eine große Liebe über mich kommen. Und es kommt dann wirklich diese große Liebe, so ist zu denken, daß das Rätselhaft-Seherische in mir — eine Art Ahnungsvermögen die Einbildung auslöste, daß es eigentlich nicht Einbildungskraft, sondern ein Anderes — das geheimnisvoll Seherische in einem war. Auf diesem Wege gelange ich dahin, dem ich auch huldige: daß es überhaupt keine Einbildungskraft gibt, daß es jedesmal verhangene oder halb verhangene spätere Wirklichkeiten sind, die sich uns erst zeitweilig entschleiern, bis sie endlich vor uns ganz offen liegen.

Demnach wäre es einmal schon sehr veräußerlicht, in solchen Vorgängen nur Einbildungskraft zu sehen. Doch darf man sich ob dieser Veräußerlichung nicht wundern, da der Intellekt es ist, der hier konstatiert. Und dann müßte auch diese sogenannte Einbildungskraft wenigstens ebenso dem Verfall dienen wie dem Wachstum, dem Niedergang wie dem Aufstieg, indem die Grundelemente, die diese verschiedenen Begriffe auslösen, gewiß auch ihre verschiedene Einbildungskraft im Gefolge haben. Ja wenn wir den Tatsachen des Lebens wahrhaft nachgehen wollten, würden wir der Einbildungskraft in ihrer farbigsten Gewandung, der Phantasie, an niedergehenden Menschen und Völkerschaften wahrscheinlich verführerischer begegnen als an aufsteigenden Menschen und Völkerschaften, wie ja auch Sonnenuntergänge meistens farbenreicher und verführerischer als Sonnenaufgänge sind.

Varena, im Februar 1911.

Parcival Lowell: „Die Seele des fernen Ostens".
Eugen Diederichs Verlag in Jena.

Auferstehung / von Karl Schoßleitner.

I. Chor der Klagenden.

Ihr Leute, laßt euch sagen!
Macht Platz, ihr lieben Leute.
Du Junger, tritt bei Seite: —
Wir müssen Särge tragen.

Die Särge von uns selber;
Und jeder trägt sein Teil.
Wie indische Fakire,
Wie Opfertiere, Stiere
Und buntgeschmückte Kälber,
So trägt ein jeder selber
Sein eignes Opferbeil.

Wir wollen uns geleiten
In den ersehnten Tod,
Drum ebnet unser Schreiten;
Das Sterben tut so not.

Beweinet nicht die Toten,
Die Toten in dem Grab,
Die Weisen und die Toten,
Die weisen uns hinab.

II. Der Traurige.

In ihre stillen Gründe,
In ihre süße Ruh . . . .
O decket mir geschwinde,
O deckt das Grab mir zu.

Mein Liedel will ich lallen
Im letzten Ruheton,
Die Schollen sollen fallen,
Mein Leben springt davon!
Ich schaue gerne zu
Und sinke in die Ruh . . . .

Ertötet mir den Willen
Zum Leben und zum Sein,
Ich kann den Durst nicht stillen,
So bringt er Qual und Pein.

Und immer neu getrieben
In stets erneutem Trotz
Wird meine Kraft zerrieben
Und ringt sich auf zum Trotz . . . .

Beweinet nicht die Toten,
Die Toten in dem Grab:
Die Weisen und die Toten,
Die weisen uns hinab.

III. Lied der Jungen.

Rastlos will es sich erheben
Aus der tiefsten Todesgruft
Durch Verwandlung in das Leben,
Schande! wer zum Tode ruft.

Was geworden, was besteht,
Hat sein Leben halb verbraucht,
Denn das Sein allein verrät,
Daß es bald hinunter taucht.

Die Atome, die zerfallen
Und sich lösen vom Verein,
Sind die mächtigsten von allen
Hoffnungen zum neuen Sein,

Bergen ungeborne Kraft,
Bilden eine neue Welt,
Weil sie erst die Zukunft schafft,
Hat kein Tod sich zugesellt.

Wir sind nichts, wir sind im Werden,
Wir sind alles: wir sind jung.
Übt gymnastische Gebärden
Und den turnerischen Schwung!

Wirbelt alles durcheinander
Bildsam zum erwünschten Brei,
Qual und Trübsal nach einander,
Stemmt die Leiden, macht euch frei!

Werft die Müdigkeit hinunter
Mit den Schollen in die Gruft:
Unsre Jugend will uns munter
Und das Leben lockt und ruft!

Die Hummel / von Robert Michel.

Major Devarda machte eine große Erbschaft und sah sich plötzlich vor der Möglichkeit, alle die mannigfachen Wünsche zu verwirklichen, denen er schon von seiner Leutnantszeit her gewohnheitsmäßig und gerne nachgesonnen hatte, in arbeitslosen Dienststunden auf den Wachen und Inspektionen, bei langen Rasten auf den Übungen und Märschen und ganz besonders während der Märsche selbst bei dem gleichmäßigen Schreiten.

Von den großen Wünschen verwirklichte Devarda zuerst jenen, der in ihm am spätesten entstanden war, erst in den letzten Jahren, seitdem er beritten war: er verließ den Dienst. Er war im Sattel nicht sicher und das hatte ihm allmählich die Freude am Dienst verdorben. Erst vor der Beförderung zum Hauptmann war er in die Equitation kommandiert worden, in einem Alter, in dem die jugendliche Geschmeidigkeit schon eingebüßt war, umsomehr da Devarda nie einen Sport betrieben hatte. Zudem war ihm in der Equitation das Unglück zugestoßen, daß er infolge eines schweren Sturzes einige Wochen lang mit dem Reiten aussetzen mußte, wodurch er in der Ausbildung völlig zurückblieb.

Einen Kanzleiposten wollte Major Devarda keinesfalls annehmen, so verließ er lieber vollständig den Dienst.

Die Erfüllung des zweiten großen Wunsches versprach ihm mehr Befriedigung und konnte zum Teile jene Bresche ausfüllen, die das Aufgeben des Berufes in seine Existenz gerissen hatte: er wollte ein Landhaus mit einem großen Garten in seinen Besitz bringen. Diesen Wunsch trug er in sich, seitdem er als junger Leutnant im Südlager von Mostar nach jahrelanger harter Mühe ein Stück des steinigen Exerzierplatzes in einen Garten umgewandelt hatte.

Devarda war aber noch im Zweifel, ob er vor der Suche nach einem Landhaus nicht einem anderen, lange gehegten Wunsch nachgeben sollte. Er hatte bald nach seiner Ausmusterung angefangen Lateinisch zu lernen, weil er die Absicht hatte, die Gymnasialmatura abzulegen. Das Studium des Lateinischen fesselte ihn aber solcher

Art, daß es ihn von seinem ursprünglichen Plane völlig ablenkte. Er kam von der Sprache der Römer auf ihre Geschichte und von den Römern kam er auf die Italiener; und Italien wurde ihm eine neue Heimat. So war er von seinem Plane abgekommen; indessen hätte ihm das beste Maturitätszeugnis kaum eine solche Freude bereitet, wie er sie empfunden hatte, als er einmal in einer Exerzierpause, ohne es vorher beabsichtigt zu haben, ein lateinisches Selbstgespräch begann, zu dem sich ihm sowohl die Gedanken als auch die Worte mit einer Schlagfertigkeit ergaben etwa wie gewohnte Kommandos. Oder wie hätte sich die Befriedigung über eine gute Maturitätsprüfung vergleichen lassen dem Glück, das ihm die Visionen italienischer Landschaften und Städte oder italienischer Kunstwerke bescherten.

Da hätte nun Devarda gerne dem Wunsche nachgegeben, dieses Land, in dem er solcher Art heimisch war, leibhaftig zu betreten und es mit offenen Augen zu durchwandern. Vielleicht war aber nun doch eine Angst in ihm, die er sich selbst nicht eingestand, die Angst, daß ihn die Wirklichkeit enttäuschen könnte; oder war es der Einfluß eines neuerwachenden Wunsches, der allmählich alle anderen Wünsche zurückdrängte — Devarda fuhr nicht nach Italien.

Dieser neueste Wunsch, der erst jetzt, während Devarda an die Erfüllung all der langgehegten Wünsche dachte, soviel Kraft gewonnen hatte, war für ihn selbst überraschend gekommen: er wollte seinen unehelichen Sohn zu sich nehmen. Freilich war sein erster Gedanke nach der Erbschaft betreff dieses Kindes anders gewesen: „Jetzt werden diese langweiligen monatlichen Zahlungen aufhören: ich werde einfach eine größere Summe erlegen und brauche mich niemehr um das Kind zu kümmern." Und doch wurde bald darauf die Sorge um dieses Kind bestimmend für alle seine Zukunftspläne; ja er sah schließlich in der Möglichkeit, daß er nunmehr sein Kind zu sich nehmen könne, das beste Glück seines Lebens.

Devarda rechnete immer wieder nach, in welchem Jahre er das Verhältnis mit der Kaffeehauskassierin in Cilli gehabt hatte, die dann mit einem Knaben niedergekommen war. Die Erinnerung

an die Mutter des Kindes war ihm auch jetzt völlig gleichgültig; aber er durchsuchte alle seine Briefschaften, um jenen letzten Brief von ihr zu finden, in dem sie ihm ein Bild des Kindes geschickt hatte, damals, als sie sich selbst von dem Kinde trennte, um es für immer nach Wien in fremde Pflege zu geben. Er fand das Bild und war froh, aus der Inschrift der Rückseite den Namen und das Alter genau zu erfahren: Bruno, fünf Monate alt. Sein Bruno war also jetzt schon ein Knabe von acht Jahren; das war ja kein kleines Kind mehr — kleine Kinder waren ihm seit je ein Greuel — wie einem Kameraden konnte er ihm schon begegnen. Eigentlich schämte er sich jetzt darüber, daß er sich bisher nie um das Kind bekümmert hatte; aber das sollte jetzt alles gut gemacht werden. Jetzt wollte er seinem Sohne volle Liebe und Sorge widmen und das Beste, was er nur irgend vermöchte, für ihn tun. Und Devarda erforschte in der Erinnerung seine eigene Kindheit und suchte, was ihm selbst als Knabe am meisten gefrommt hatte. Da kam er zu dem Ergebnis, daß das Beste seiner Kindheit darin lag, wie ihn seine Eltern wohlgehalten, aber in voller Freiheit aufwachsen ließen. Auch aller Nebenumstände, die für seine Selbsterziehung so günstig gewesen waren, gedachte er mit Dankbarkeit. Er war auf dem Lande aufgewachsen und die Volksschule, die er besuchte, lag in einem Dorf, das etwa eine halbe Stunde vom Elternhaus entfernt war. Unterwegs gab es einen Wald, Felder, Wiesen und einen großen Teich. Die Sicherheit in der Führung des Lebens in seinem späteren Alter dankte er besonders diesem weiten abwechslungsreichen Weg zur Schule, den er einsam oder mit Kameraden unzählige Male zu allen Jahreszeiten und bei allen Wettern zurückgelegt hatte. Diese gute Erinnerung war nun für Devardas Pläne entscheidend. Er kaufte ein Landhaus im Donautal, in der Umgebung von Krems. Beim Haus war ein großer Garten und die nächste Volksschule war über eine halbe Stunde weit entfernt; der Weg führte an einem Wald vorbei und an Wiesen und Feldern und in einem Teile an der Donau entlang. Für die Erziehung seines Bruno war also aufs beste vorgesorgt.

Als die Einrichtung des Hauses beendet war, holte Devarda

seinen Sohn von Wien ab. Auf der Reise fühlte er sich in der Gesellschaft dieses Knaben, den er noch nie im Leben vorher gesehen hatte, einigermaßen befangen. Erst zuhause, als er sich mit dem Knaben an der Seite vor den Spiegel begeben und nach einigem Betrachten mit Freude festgestellt hatte, daß Bruno unverkennbar die gleichen Augen besaß wie er, da regte sich alsbald alle die Zärtlichkeit in ihm, für die er sich in den letzten Tagen vorbereitet hatte. Auch Bruno wurde bald zutunlicher, und wenn er das Wort „Vater" aussprach, kam in seine blauen Augen ein Glanz von Dankbarkeit, der das blasse Bubengesicht wie durch einen Zauber verschönerte.

Am folgenden Tage führte Devarda seinen Sohn zur Einschreibung in die Schule und Bruno blieb gleich dort zum Unterricht. Den Rückweg machte Bruno schon nach eigenem Belieben: somit begann die Erziehung in Devardas Sinne bereits an diesem Tage.

Für diesen ersten Heimweg hatte Bruno einen Weggefährten gefunden, den linken Nachbar aus der Schulbank, der sein Heim in der gleichen Richtung hatte, aber noch weiter als Bruno selbst. Es war ein zwerghafter, dabei aber sehr kräftiger und behender Bub namens Christof. Er ging mit vorgebeugtem Oberkörper und gesenktem Kopf und hatte eine Beweglichkeit im Blick, als müßte er mit den Augen immer den nächsten Bereich vor sich sorgfältig absuchen.

Bruno, der bisher eigentlich nie so recht aus den Gassen der Großstadt hinausgekommen war, konnte sich in der ungewohnten Freiheit kaum zurechtfinden. Er ging neben Christof so, als hätte er nur darauf zu achten, was ihm dieser Erfahrene befehlen würde. Christof merkte bald seine Überlegenheit; da er er aber gutmütig war, nützte er sie nicht böswillig aus, sondern war vielmehr bestrebt, seinem neuen Kameraden etwas Angenehmes zu bereiten. Als sie an einer blühenden Wiese vorbeikamen, blieb er plötzlich stehen und seine Blicke folgten einer großen schwarzen Hummel, die mit tiefem Gesumme einige Blüten absuchte. Als sie sich schließlich an dem Rand der blauen Blüte einer Glockenblume angeklammert hatte, um hineinzukriechen, griff Christof nach seinem Hut und im Nu war die Hummel unter dem Hut ins Gras gedrückt. Vorsichtig begann er den

Hutrand von einer Seite zu lüften und alsbald zog er mit der freien Hand die Hummel hervor, indem er sie beim Rumpfteil so geschickt zwischen den Daumen und den Zeigefinger gefaßt hatte, daß die Hummel trotz allerlei Verdrehungen ihres dicken samtigen Hinterleibes nicht dazu kam, ihn mit dem Stachel zu treffen. Bruno schaute mit großer Erregung zu und wollte eben seine Bewunderung für Christofs Gewandtheit aussprechen, als dieser die Hummel rasch auseinander riß und aus dem Hinterleib ein feines durchsichtiges Säckchen zog, das wie ein Wassertropfen an seinem Finger haften blieb. Gleich darauf hielt er es Bruno vor den Mund und Bruno öffnete folgsam die Lippen. Christof zerdrückte ihm das Honigsäckchen an den Zähnen und Bruno schloß wieder die Lippen, angenehm erschreckt von der Süßigkeit, die durch seinen Mund ging.

Aus dem abgerissenen Hinterleib, der auf dem Wege lag, zuckte der Stachel hin und wieder ohnmächtig ins Leere. Christof erklärte noch, daß nicht alle Hummeln Stachel hätten und den stachellosen den Honig wegzunehmen wäre eben noch einfacher. Auf die Frage Brunos, warum die einen Stachel hätten und die anderen nicht, wußte er keine sichere Antwort; er wollte sich aber nicht eine Blöße geben, so erklärte er schlagfertig, daß die mit dem Stachel natürlich die Männchen wären und die anderen die Weibchen.

Als sie dann weitergingen und Bruno immer an die Hummel dachte, die ihm hatte ihren Honig hergeben müssen, übermannte ihn das Mitleid und es war ihm, als wandle sich die Süßigkeit auf seiner Zunge in Bitterkeit.

Zuhause erzählte er zutraulich seinem Vater über die Schule und den Heimweg und besonders ausführlich über die Hummel.

Der Nachmittag war schulfrei, so nahm Devarda seinen Sohn mit zu einem Spaziergang ins Freie. Unter dem Eindruck der Erzählung Brunos war er nun bemüht, mit Bruno gemeinsam die Hummeln zu beobachten. Sie sahen allerlei Arten, die schwarzen samtenen in verschiedenen Größen und auch Hummeln mit anderen Färbungen und ganz kleine gelbliche, die unter Steine krochen. Sie folgten manchen aufmerksam bei ihrer Arbeit in den Blüten; und

dann beobachteten sie andere, die am Waldrand an einzelnen Baumstämmen suchend ganz nahe der Rinde auf und nieder flogen, scheinbar ohne Ergebnis. Und schließlich hatten sie das Glück, ein ganzes Hummelnest auf dem Waldboden zwischen dem Gras und Moos zu entdecken. Da gab es zu schauen bis in den Abend hinein. Noch bevor sie für diesmal von den Hummeln Abschied nahmen, fing Devarda eine so, wie es Christof gemacht hatte, und versuchte, ob er ihr nicht auf schmerzlose Art den Honig entlocken könnte. Er hielt zwischen den Fingern der einen Hand den Vorderleib fest und mit der anderen Hand drückte er den Hinterleib an verschiedenen Stellen, bis schließlich der Honig wirklich durch die Freßwerkzeuge langsam zutage kam. Er wischte diese süße Nässe auf Brunos Handrücken und gab der Hummel wieder die Freiheit. Bruno leckte den Honigtropfen von seiner Hand und freute sich an dem süßen Geschmack, der sich diesmal nicht in einen bitteren verwandelte.

In der Nacht träumte Bruno von unabsehbaren Schwärmen großer Hummeln, die soviel Honig gaben, daß er als ein heller Bach durch die Wiese floß. Als er aufwachte, fühlte er eine starke Begierde, Hummeln aufzusuchen, so daß er am liebsten gleich aufgesprungen wäre, um sich anzukleiden und zu dem Hummelnest hinzueilen, das er mit seinem Vater gefunden hatte. Es war aber noch ganz finster, so blieb er ruhig liegen; schlafen konnte er indessen nicht mehr.

Als endlich der Morgen zu grauen begann, stand Bruno auf, kleidete sich rasch an und verließ mit einem Sprung aus dem ebenerdigen Zimmerfenster das Haus. Er hatte Mühe, in dem Dämmerlicht das Hummelnest zu finden; schließlich wäre er beinahe hineingetreten. Im Neste war noch alles ruhig, die Hummeln schliefen. Bruno setzte sich nahebei auf den taufeuchten Grund und hielt sich ganz still. Nach einer Weile vernahm er ein Summen, das aber nicht aus dem Neste, sondern von irgendwo anderwärts herüberklang. Es wurde lauter und lauter und bald darauf setzte sich eine große Hummel auf das Nest nahe zum Eingang. Sie kroch aber nicht hinein, sondern blieb da stehen und verstärkte noch das Gesummse mit den Flügeln und das Gebrumm. Nach einer Weile flog sie

wieder davon. Sie hatte mit diesem Signal ihre Kameraden geweckt, wie in der Kaserne der Hornist mit seiner Tagwache die Soldaten aus den Betten ruft.

Die ersten Hummeln krochen aus dem Neste hervor, noch schläfrig und taumelig, nicht so wie bei Tag, als die Sonne geschienen hatte. Bruno versuchte, eine von ihnen zwischen zwei Finger zu fassen; er war aber so erregt, daß es ihm nicht gelingen wollte. Da nahm er seinen Hut und stülpte ihn über das ganze Nest und begann vor Freude rundherum zu tanzen. Als aber einige Hummeln unter dem Hut zu brummen begannen, nahm er ihn rasch wieder weg und gab ihnen den Weg frei. Eine einzelne hätte er aber nun doch gerne in seine Gewalt bekommen. Er versuchte wieder — diesmal gelang es. Jubelnd sprang er mit seiner Beute empor. In seiner Freude begann er zu der Hummel zu sprechen: „Liebe Hummel, du weißt, ich könnte dir den Hinterleib wegreißen und dein Säckchen mit Honig herausnehmen . . . . nein, nein; ich mach es nicht. Ich könnte dich auch so drücken, daß du mir durch deinen Mund den Honig hergeben müßtest; auch das will ich nicht. Weil ich dich so gern hab' —." Und er begann vor Freude bebend mit einem Finger der freien Hand über die Flügel und über den zarten Pelz der Hummel zu streicheln. Dann sprach er wieder: „Nicht wahr, auch du wirst so brav sein und wirst mir freiwillig ein Tröpfchen von deinem Honig geben." Er hob das Gesicht und hielt die Hummel über den geöffneten Mund.

Dann flüsterte er ihr in dieser Haltung noch einmal zu: „Liebe Hummel, liebe kleine Hummel", und hielt sie nun ganz hinein in die warme Mundhöhle. Plötzlich verspürte er einen heftigen Stich in die Zunge, die Finger ließen im Schrecken locker und die Hummel flog aus seinem Mund wie aus dem Ausgang eines Hummelnestes. Bruno verzog das Gesicht und schaute wehmütig der davonfliegenden Hummel nach. Während er ihr noch nachblickte, bemächtigte sich seiner eine innige Freude darüber, daß er ihr nicht weh getan hatte. Diese Freude wurde so beglückend, daß er bald keinen Schmerz mehr fühlte. Und als er dann nachhause ging, glaubte er manchmal auf

der gestochenen Stelle eine Süßigkeit zu schmecken wie vom Honig einer Hummel.

Vor dem Haus traf Bruno seinen Vater, der nur halb angekleidet war und ihn schon von weitem hastig und besorgt fragte, wo er denn gewesen sei. Bruno erzählte, ohne die Erregung des Vaters zu bemerken, unbefangen und fröhlich von seinem Erlebnis mit der Hummel. Da wurden die Züge in Devardas Gesicht wieder ruhig und bald mußte er freudig lächeln und mit der Hand immer wieder über Brunos blondes Haar streicheln.

Aus einem Bande „Insekten", der demnächst bei S. Fischer in Berlin erscheint.

Hugo Neugebauer / Kosmische Lieder.

Es rauscht die See dem Walde zu,
der Wald der See:
der Wald bin ich, die See bist du,
der Wind ist — Weh.

Ist Weh, das unser Wesen hegt,
so deins wie meins,
ob Wellen es, ob Wipfel regt,
im Innern eins.

Wo sich die See dem Wald vermählt
in dumpfem Braus,
da klingt, was dich und mich beseelt,
im Liede aus.

*

Im Wehe ist ein Weh:
der Atem und der Wind,
was Blut bewegt und See
ist eines Vaters Kind.

Im Rauschen ist ein Rausch:
was Well an Welle bäumt
und Blut zu Blut im Tausch,
ist eins, das überschäumt.

Und lauschtest du hinaus,
soweit der Himmel schwingt,
erlauschtest nur den Braus,
der in dir selber klingt.

*

Es ist eines, das da sieht,
doch selber ungesehn,
sich ewig sucht und flieht
in wechselndem Geschehn.

Von Welt zu Welten blickt
ein Auge klar und groß,
ein dunkles Herz erschrickt
vor seines Wandels Los:

Daß es sie senkt und hebt,
die es umwallt, die Welt,
und alles, was da lebt,
durch Sterbens Macht erhält.

*

Des Mondes Schale, sanft geneigt,
gießt Tau und Schlummer aus,
der Baum des Himmels, weltverzweigt,
beschattet alles Haus.

An allen Zweigen blüht der Baum,
was seine Wurzel greift,
blinkend hinaus in Zeit und Raum,
wo es zum Tode reift. —

Heiliger Baum, so alt wie stark,
nur außer dir ist Tod;
es pocht dein Bast, es strotzt dein Mark
von Leben grün und rot:

Du blühst in Blut und Pflanzensaft,
wetternden Wandels bar,
in deiner Schicksalsringe Kraft
dich weitend: Jahr um Jahr. —

Zur dunkeln Wurzel kehr ich ein
von lichten Wipfels Rast,
ein Korn in deinem Mark zu sein,
ein Ton in deinem Bast.

Die drei Nichtstuer / von Bernhard Jülg.

Der erste tat den ganzen Tag nichts, weil kein Ding imstande war, seinen trägen Geist anzuregen. Er konnte stundenlang auf einen Punkt hinstarren und empfand kaum Langeweile. Und fühlte er einmal wirklich die öde Langeweile seiner Tage, so hätte er neun- auf zehnmal nicht gewußt, was er sich wünschen müsse, um seine leere Seele zu beschäftigen. Er aß gerne und viel; seine Vergnügungen waren solche, bei denen er wenig zu reden und noch weniger zu denken hatte. Er war ein Wesen, das Zeit seines Lebens teils eine gedankenlose Maschine, teils ein nach dem Instinkt handelndes Tier war. Als er starb, hatte er das freudige Gefühl des Lebens nie gekannt. Sein Tag war nur eine Dämmerung gewesen und hatte nie einen frischen Morgen oder einen heißen Mittag oder einen friedlich müden Abend gesehen.

Den Zweiten peinigte fortwährend der Gedanke, daß er nichts besonderes und wichtiges tue — nichts, was seinem Leben eine andere, bedeutendere Wendung gebe. Der Abend kam ihm viel zu rasch, denn

nie hatte er am Tage alle seine am Morgen gefaßten Pläne ausgeführt. Er war nicht imstande, eine ruhige Stunde in süßem Nichtstun zu genießen, weil er sie sich schon von der ersten Minute an mit Gewissensbissen, sie nicht gehörig auszufüllen, vergällte. Und wirklich brachte er es auch zu nichts besonderem, er versuchte dies und begann jenes und blieb überall nur ganz mittelmäßig. Nicht weil ihm die Willenskraft ganz und gar fehlte, sondern weil ihn seine Phantasie immer wieder ablenkte und er doch nicht stark genug war, sich nicht ablenken zu lassen. Und seine Phantasie entstellte ihm stets das Ziel so, daß er immer wieder daran vorbeischoß. So war sein Leben in seinen Augen nur ein mühsam tätiger Müßiggang.

Der Dritte war ein Künstler des dolce far niente. Es war für ihn ein göttlicher Genuß, zu faulenzen, ein Genuß, den er tief innen fühlte. Er lag stundenlang in der Sonne und ließ sich vom Frühlingswind anwehen und empfand dies als große Wonne. Er spann sich einen Lieblingsgedanken dabei aus oder dachte an tausend angenehme und bequeme Dinge zugleich. Er mied Beschäftigung nicht. Aber sie mußte sehr angenehm sein. Lieber als sich mit etwas zu befassen, was ihm keine Annehmlichkeit verschaffte, tat er gar nichts. Mit sich selbst war er dabei außerordentlich zufrieden, denn er hatte das Gefühl, die richtige Lebenskunst zu verstehen. Sein Leben war ein beständiger Feiertag, ein beständiges Ausruhen von einer Mühe oder für eine Mühe, die er nicht kannte.

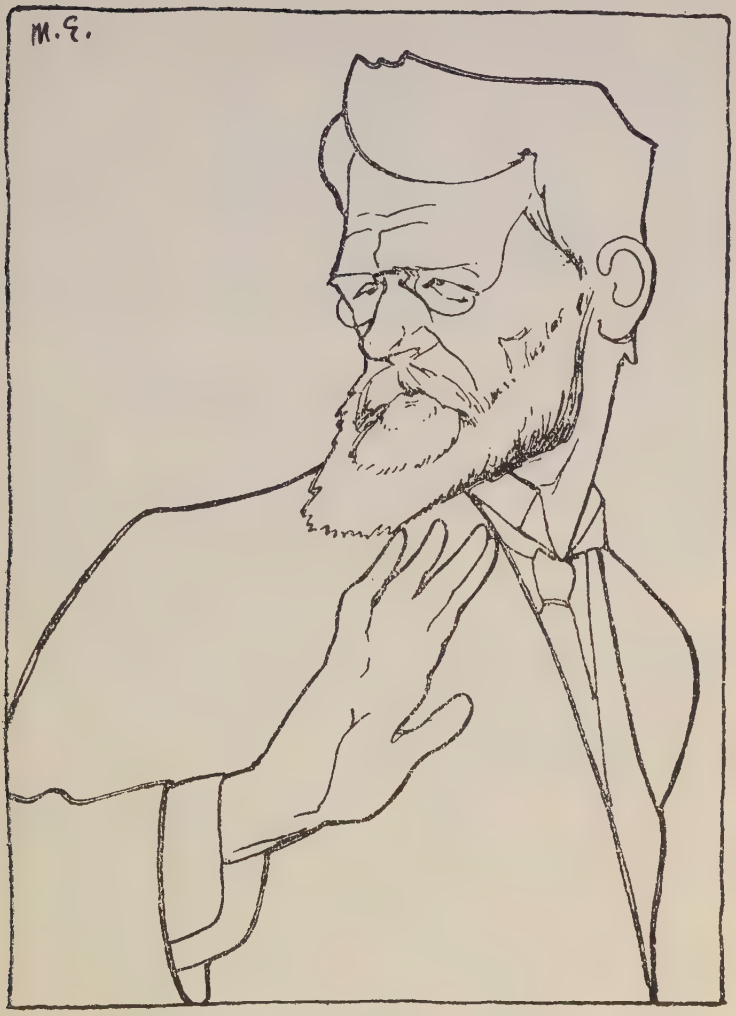
— — Einmal ging an diesen drei Nichtstuern ein richtiger, zielbewußter Arbeitsmensch vorüber. Der Erste sah ihn gar nicht. Der Zweite eilte ihm nach, erreichte ihn nicht und starrte dann lang mit sehnsüchtigem Auge dahin, wo er verschwunden war. Der Dritte grüßte ihn freundlich, sah ihm lächelnd nach und als er nicht mehr zu sehen war, schaute er noch immer lächelnd ins Blaue hinein. —

Frühling / von Carl Dallago.

Die junge Landschaft glüht verschämt,
Berggipfel stehn noch schneeverbrämt,
gepflügte Äcker dunkeln warm,
am Tümpel tanzt ein Mückenschwarm.
Und manche Wiese grünt schon hoch.
Frühsaaten leuchten grüner noch,
inmitten wacher Fluren lacht
der Bäume duftige Blütentracht,
die steinige Halde selbst sich dicht
mit Halm- und Blumenzier umflicht.
Die Sonne gräbt mit tiefrem Schein
in jedes Leben sich hinein,
und lenzlich süchtiger Vogelsang
ergießt sich über Au und Hang.

Der Bächlein Lauf sich wilder regt,
ein jedes Ding tut mehr bewegt,
der Erde Blut drängt in die Zeit,
die weite Welt wird überweit, —
soviele Süchte gehen um,
soviele Lüste flehen stumm.
Und schwüldurchsüchtet, lustverbebt
ein jedes Ding sich selbst erlebt
und will aus seiner Sucht heraus
und ringt mit seinem Körperhaus,
bis es sein Ich emporgewühlt
und sich nur noch als Liebe fühlt —
und schimmernd trägt des Ringens Spur
als heilige Teilschaft der Natur.

(gez. von Max v. Esterle.)



Karl Schönherr.

Innsbrucker Kunstschau II.

Fr. Niederwanger, Innichen. Portrait des „Monsignor Josef Walter, 76 Jahre alt, Doktor der Philosophie und Theologie, päpstlicher Hausprälat, Ritter des Ordens der eisernen Krone 3. Klasse, f. b. Schulkommissär, k. k. Conservator für Kunst und historische Denkmale, f. b. geistlicher Rat, Stiftsprobst, Dekan und Pfarrer in Innichen, ein Priester nach dem Herzen Gottes, ein Seelsorger von Gottes Gnaden", eine langweilige Wachsfigurenähnlichkeit, ein verzuckerter Meisterschmarrn, eine gemalte Fotografie, eine Augenweide für Betschwestern und ähnliche Naturen. Maler und Modell befinden sich wohl, haben den Antimodernisteneid geleistet und schwärmen nur noch für mumifiziertes Leben.

T. Kirchmeyr. Landschaft; als Naturstudie zu unwahr, als dekorativer Entwurf zu zerzaust. Gut gezeichnet und impressionistisch flott gemalt ist die Kopfstudie. Flott malen ist aber noch keine Leistung, Draufgängertum noch keine Genialität. Gerade wer wenig gibt, muß schärfer wählen. Arbeitseile darf nur Folge einer ungeheuren Schaffensintensität sein. Nur dann ist Schnelligkeit keine Klexerei.

Frau Arnhard-Deininger. Bauernküche und Landschaft. Seit fünfzig Jahren als Zugstücke bestens bewährt. Sie halten die Konkurrenz selbst gegen frisches Brot, Schuhwaren und Selchereiartikel und bringen dadurch die Malerei zu einigem Ansehen. Mit Kunst in landflüchtigem Sinne haben sie nichts zu tun. Denn: Kann man aus dürren Blättern Wein pressen? Nein, man kann es nicht.

L. Scheiring. Bildchen aus Hötting. Anfängerhaft, aber talentiert. Frisch, aber ein wenig tintig in den Schwärzen. Der Schnee ist (wie im früher ausgestellten Bilde) eher abgeguckt als selbst gesehen. Warum im Schaufenster eines Tapezierers? Verweigerten unsere „Kunsthändler" das Plätzchen? Diese heiteren Herrschaften! Leben seit Jahrzehnten nur von der Nachsicht der Mitwelt. Spielen sich jetzt gar als Kunstpolizei auf. Meinen dem grotesk Schöpfernen des vornehmen Bummels jedes noch so kleine Temperamentchen wegarretieren zu müssen. Das Sachverständnis, das sie dabei

entwickeln, wird gebührend gewürdigt und gerichtlich beeidet. Weil es dem Fremdenverkehr dient. Weil es täglich plakatiert, nur noch im Tirol sei jene herzerfrischende trauliche idyllische Anbetung des Öldruckes und des Fichtenzapfenrähmchens bodenständig und gebräuchlich. Warum da aber der Höhenkunsthändler vom Hungerburgboden so vernachlässigt wird? Kein Mensch spricht von ihm. Nur er selbst. Notgedrungen. Und doch! Er verdient längst Subvention und Schwur. Nicht nur, daß er erstklassiges in Tirolensien bietet, wie gemslederne Brieftaschen mit Edelweiß und Kuhschellen, auch mit Edelweiß, und damit die Nürnberger Galanterie, die im eigenen Lande nicht mehr zu brauchen ist, unterstützt. Nicht nur, daß er das Banner provinzialsten Ungeschmacks unentwegt trotz vielfacher Anfeindung hochhält und dadurch eine Menge Sachsen anzieht. Nein, er geht noch weiter und trägt auch sein Scherflein zur menschlichen Rassenverbesserung bei. Denn nur die stärksten Leute überstehen ohne dauernden Schaden den Anblick seiner Fassadenfresken. Diese sehen und sterben ist für Schwächere das Werk eines Augenblickes. Pictural selection.

Benedikt.

Die lahm gelegte Kritik.

Ich hab's geahnt. Als da neulich von Herrn Greinz' „Märtyrer" rühmend die Rede ging, als man das packende Tableau beschworen sah, wie der leibhaftige Erfolg sich an zwei Lorbeerkränze klammert und zum Schluß die eiserne Notwendigkeit einer Wiederholung des Spektakels ausruft, und als ich von der zahlreichen Zuhörerschaft las, die der Gedankentiefe, der Sprachschönheit und was weiß ich noch welchen Ingredienzien dieses Schauspiels erlag, da war es wieder einmal klar . . . Da war es mir, als habe ein versierter Original-Korrespondent wieder einmal seiner Heimat — natürlich via München — einen Bären aufgebunden. Dabei könnte es sein Bewenden haben. Wenn aber das erwähnte Opus als Herrn Greinz' bestes und bedeutendstes Werk verdächtigt wird, so frägt man sich: Wieso? Warum? Und es hat nicht nur blinde Begeisterung, sondern auch gewissenhafte Skepsis das Recht, den Spuren dieses Märtyrers zu folgen. Und so entschloß ich mich, mit dem vollen Einsatz der mir zu Gebote stehenden Humorlosigkeit die Sache ernst zu nehmen, mich im Geiste

wider Willen unter das besagte zahlreiche Publikum zu mengen und den „übereinstimmenden Urteilen" zu lauschen, die über Herrn Greinz den Lorbeer brachen. Ich wandte mich also zunächst vertrauensvoll an die „Münchner Neueste", die mir in diesem Falle als die lauterste Quelle bezeichnet wurde. Und siehe da, die Willfährige ließ sich denn auch soso-lala vernehmen:

Um es gleich anfangs zu sagen: Er hätte wirklich ein besseres Schicksal, nicht einen so beschämend schwachen Besuch verdient, der erste Rezitationsabend am Montag im Bayerischen Hof, bei dem Ernst Schrumpf, der bekannte Leiter des Münchner Volkstheaters, unsere literaturfreundlichen Kreise mit dem neuen Bühnenspiel „Der Märtyrer" von dem Tiroler Dichter Rudolf Greinz bekannt machte. Ein besseres Schicksal nicht allein des charitativen Zweckes wegen — das Erträgnis sollte armen Münchener Kindern und dem Verein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande zufließen —, als auch um des Werkes selbst willen, das vor allem durch seine sprachliche Schönheit besticht. Wir lernen Greinz, den schalkhaften Tiroler Erzähler, den g'spassigen Kassian Kluibenschädel der „Jugend", von einer ganz neuen Seite kennen, als einen bedeutenden Sprachkünstler, einen Dramatiker, der sich auf Bühnenwirksamkeit versteht, vor allem aber als einen von tiefem religiösen Empfinden getragenen begeisterten Verehrer des leider entschwundenen Urchristentums, als feinsinnigen Interpreten der mystisch-fanatischen und doch rührenden Geistesrichtung der Blutzeugen der christlichen Lehre. In dem Werk von Greinz offenbart sich Sienkiewiczscher Geist, mit Geschick weicht er der allzu süßlichen, frömmelnden Stoffbehandlung à la Wiesemann aus. Freilich, Parallelen drängen sich unwillkürlich auf. Auch bei der modernsten und vorsichtigsten Bearbeitung erzeugt die gedankliche Materie eine dem Neuzeitmenschen zu aufdringliche frömmelnde Gesamtstimmung des Bühnenwerkes. Man wittert diese uns innerlich doch kalt lassende Katakombenromantik schon im Titel, und in der Tat ist auch der Schluß des Greinzschen Werkes, durch dessen vorsichtige Betitelung „Bühnenspiel" die Kritik ziemlich lahm gelegt ist, in dieser Beziehung mit seiner religiösen Apotheose ein doch allzusehr klerisierender Ausgang, der ihm interkonfessionelle Bühnen von vornherein verschließt. Für die Rezitation des Werkes durch Direktor Schrumpf mit seiner Charakterisierungskunst und trefflichen Stimmdynamik ist uneingeschränktes Lob zu zollen. Eine Aufführung des Werkes würde wohl nur an einer mit allem modernen Dekorationsraffinement arbeitenden großen Bühne denkbar sein. Wie wäre es denn, wenn unsere Oberammergauer Künstlerschar sich auf ihrem Uebungstheater mit Liebe des sicherlich bedeutenden Werkes annehmen wollte, das wäre eine treffliche und für sie auch erfolgversprechende Vorübung.

Der kleine Interessentenkreis, unter dem sich auch der Autor und mehrere Mitglieder der Ortsgruppe München des Vereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande nebst Herren des Tirolerklubs München befanden, dankte am Schluß lebhaft Direktor Schrumpf für seine künstlerische Mühewaltung. Ihm wie dem Autor wurden mächtige Lorbeerkränze über-

reicht. Es wäre nur zu wünschen, daß der zweite Abend einen weit besseren Besuch aufweist. Der Abend und das aufgewendete Geld wären gediegen verwertet.

Ist dies nicht köstlich? Eine Kritik, die sich lahm legen läßt, etabliert sich flugs als Animiermaid! Unternimmt es, Ratschläge zu geben, wie man in der Kunststadt München sein Geld „gediegen" verwertet. Und scheint es sich im übrigen wohl behagen zu lassen, wenn ihr der Freigeist Kassian Kluibenschädl bald in der Tracht des Anzengruber, bald in der Toga des Sienkiewicz kommt. Es frägt sich nur, ob eine Kritik, die sich eingestandenermaßen selbst nicht auf den Beinen zu halten vermag, ein Recht hat, der Reklame auf die Beine zu helfen. Und es frägt sich, ob eine Kritik, die vor dem Untertitel eines Stückes retiriert und der Vorsicht eines Autors ihre Einsicht opfert, befugt ist, von diesem Stück als einem „sicherlich" bedeutenden Werk zu sprechen. Die Sicherheit, die uns ein solches Urteil bietet, hängt im Kamin der öffentlichen Meinung dort, wo es am windigsten ist. Und lieber als daß ich mir ein Martyrspiel, dem nur mit „allem modernen Dekorationsraffinement" beizukommen ist, von einer Verehrung des „leider" entschwundenen Urchristentums getragen vorstelle, lieber huldige ich einer handgreiflicheren Hypothese. Nämlich jener, derzufolge dieses momentan bedeutendste Opus des Herrn Greinz weniger so antiquierten religiösen Beweggründen als vielmehr der ungestillten Sehnsucht nach einem Erfolge entsprossen ist, wie ihn das christliche Schauerdrama „Im Zeichen des Kreuzes" vor nun zehn Jahren auf konfessionellen wie interkonfessionellen Bühnen so vorbildlich einkassiert hat. Denn der Greinz'sche „Märtyrer" ist — das hätte ich beinah vergessen — zufolge der tröstlichen Versicherung eines anderen Münchner Blattes nun auch schon seine neun Jahre alt. Wozu ihn ausgraben und ihn versuchsweise in die Sommerfrische nach Oberammergau verpflanzen? Und so tun, als wär's ein neugebornes Kind? Und noch dazu das bestgeratene! Soll am Ende die „aufdringlich frömmelnde" Charakteranlage dieses dramatischen Wechselbalgs den Eindruck jenes Romans wett machen, von dem Reklame wie Kritik behaupteten, es sei „vielleicht" noch nie „eine Anklage gegen die römische Kirche so überzeugend und so vernichtend (!) zugleich erhoben worden"? Nun, das brauchte keinesfalls so tragisch genommen zu werden. Im übrigen steuert ja Herr Greinz bereits wieder mit bewährtem Geschick im seichtesten Fahrwasser allseitig approbierter Unvoreingenommenheit. Wir sein jüngster Roman „Allerseelen" beweist, den zwar neuestens sogar Plakate (die müssen's nämlich am besten wissen) als ein heißes, glutvolles Buch" als „ein feines Seelengemälde" ꝛc. mit den Apollo-

Kerzen um die Wette preisen, dem aber eine unbefangene Kritik (in der Linzer Monatsschrift „Widerhall") also gerecht zu werden versucht:

In seinem neuen Werke ist es wieder einmal Meran, wo die typischen Vorgänge sich abspielen. Wieder steht ein sündiger Geistlicher im Mittelpunkte. Und alles wird mit den herkömmlichsten Mitteln erzählt. Nur hat der Verfasser diesmal die Sünde des Priesters noch mit einer Art Blutschande und mit einem Ehebruch garniert, da es die eigene Stiefmutter ist, mit der der Priester sündigt. Der von beiden Betrogene ist ein durchaus edler, würdiger Gatte und Vater und die bloße Stimme des Blutes kann den niederträchtigsten Verrat denn doch nicht entschuldigen. Daß die Sünderin selbst aus einem Ehebruch herstammt, ist nur eine Notmotivierung, um so unwahrscheinlicher, als dieser vorgeschichtliche Ehebruch selbst ganz unerklärt bleibt. In einigen Augenblicken erinnert die Heldin an Isolde, aber ohne Liebestrank. Zum Schlusse büßen die beiden Sünder 40 Jahre für ihr Vergehen, zu dem sie Greinz verurteilt hat. Das bißchen moderner Anstrich kann uns nicht über die unangenehme Tatsache hinwegtäuschen, daß wir im Grunde hier ein wenig Eschstruth und Heimburg vor uns haben.

Ja. Aber ob diese Erkenntnis dem rührigen Verleger die Vision eingab, dieses Buch müsse ein „Lieblingsbuch der deutschen Frauen" werden, ist eine andere Frage. F.

Druckfehler-Berichtigung. Im zweiten „Kosmischen Lied" auf S. 652 des vorliegenden Heftes muß es statt „Im Wehe" richtig „Im Wehen" lauten.

Voranzeige.

Anfangs Mai erscheint:

Tirols Koryphäen

(1. Folge)

Karikaturen von Max Esterle

Preis K 1·80 (M. 1·60)

*

Dieses Album in Großoktav, das auf bestem geschöpftem Papier eine Auswahl von fünfundzwanzig zum Teil ganz neuen Porträt-Zeichnungen enthält, dürfte jedem, der sich für das politische und kulturelle Leben in Tirol interessiert, eine willkommene Gabe sein. Bestellungen nimmt schon jetzt jede Buchhandlung entgegen oder direkt der Verlag

Brenner-Verlag Innsbruck.

WERKE VON CARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.

WERKE VON KARL BERGER.

Wilhelm Bienner, Kanzler von Tirol. Trauerspiel. — Linz, Mareis.

Die Weiberfeinde. Schauspiel. — Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand, Berlin.

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ...Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ...So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.